

Das unbestechliche Gewissen – Zur Erzählung „Das schwatzende Herz“ (E. A. Poe)¹

Aufgrund ihres eher geringen Umfangs (ca. 2150 Wörter, etwa 5 Seiten) eignet sich die Erzählung „Das schwatzende Herz“ von E. A. Poe, um die Angst des Menschen um sich selbst und die verheerenden Folgen im eigenen Innern sowie im Verhältnis zu den anderen Menschen in prägnanter Weise in den Blick zu nehmen. Die Erzählung soll hier in erster Linie aber als ein Musterbeispiel dafür gelesen werden, dass sich das Gewissen nicht täuschen lässt.

Die Ausgangssituation ist vergleichbar mit der in Krolows Gedicht „Zwei Menschen“. Während dort die aus der Angst entstehende Rivalität durch kulturelle Konventionen niedergehalten werden kann, schlägt sie hier jedoch in tödliche Gewalt um.

Ein Mann bringt einen alten Mann, mit dem er unter einem Dach lebt, allein deswegen um, weil dieser ihn ansieht. Obgleich von einem Nachbarn herbeigerufene Polizisten, die den Vorfall untersuchen, keinerlei Anzeichen für ein Verbrechen, geschweige denn für die Schuld des Täters sehen, kann dieser das Geschehen vor seinem Gewissen nicht verbergen und gesteht die Tat.

Der Protagonist hat kein Motiv für die Tat, er empfindet keinen Hass dem alten Mann gegenüber. Im Gegenteil, er sagt sogar, dass er den alten Mann liebe. Allein die Anwesenheit des Alten, die sich in seinem Blick manifestiert, stört ihn. Offenbar blickt ihm im Auge des anderen sein eigener Abgrund entgegen, seine Hinfälligkeit, denn er nennt das Auge ein „Geierauge“, das nicht nur scharf-sichtig ist, sondern bekanntlich vom Aas angezogen wird. Unweigerlich erwacht der Wunsch in ihm, den Mann zu töten, um sich von seinem Blick zu befreien.

Die Tat geschieht um Mitternacht. Die Nacht kehrt die Schattenseite des Menschen nach außen, die Fassade fällt. Bereits in den Nächten zuvor hat der Mann den Plan umsetzen wollen, der jedes Mal scheiterte, weil das Auge des

¹ EDGAR ALLEN POE: Das schwatzende Herz (Original: The Tell-Tale Heart), in: DERS. Meistererzählungen. Aus dem Amerikanischen von Gisela Etzel. Auswahl und Vorwort von Mary Hottinger. Diogenes Verlag. Zürich 1989, S. 79-84. Vgl. ferner: DERS., William Wilson, ebd. S. 85-104. Vgl. auch Fjodor M. Dostojewski: Schuld und Sühne. Deutscher Taschenbuch Verlag. München 1977; sowie: PETER KNAUER: 1438 Folien zu „Unseren Glauben verstehen“ (22.03.2016), online unter: <http://peter-knauer.de/glaube119.pptx>, Folien 1188-1190 sowie 141.

Alten geschlossen war. Er muss aber – das ist die Deutung seiner Tat – das offene Auge des anderen, in dem sich seine eigene Nichtigkeit spiegelt, schließen, weil er nur so die Nichtigkeit selbst bezwingen zu können glaubt. Im Verbrechen wandelt sich seine eigene Ohnmacht um in die scheinbar absolute Macht über den anderen. Er selbst ist bis zum Äußersten gespannt. Innerlich zerrissen spricht er einerseits von Mitleid, andererseits nimmt er in sich ein Kichern wahr. Er genießt schließlich die Todesangst des Alten, erfreut sich an der Vergeblichkeit seiner Hoffnung auf einen möglichen Ausweg. Und immer lauter hört der Verbrecher das Herz des Alten schlagen. Die Tat erfolgt in dem Moment, als er Sorge hat, ein Nachbar könnte diese Geräusche hören.

Den Toten verbirgt er, ohne Spuren zu hinterlassen, unter den Dielen des Zimmers Seine Erleichterung aber und die scheinbare Gewissensruhe sind nur von mäßiger Dauer. Einen Schrei habe er selbst ausgestoßen und der Alte sei verweist, erklärt er den eingetroffenen Polizisten. Ausgerechnet auf den Dielen über dem verscharrten Toten platziert er seinen Stuhl und nimmt Platz. Kopfschmerz setzt ein, ein Sausen, aus der Tiefe seiner eigenen Seele dringen allmählich Geräusche nach oben, die lauter werden.

Der Protagonist kann die Anwesenheit der Beamten schließlich kaum mehr ertragen. Die Beamten selbst sitzen nur da und warten. Allein in den Augen des Täters wirkt ihr Verhalten wie Hohn und Spott. Der redet daraufhin wild und laut um sich, schäumt, rast, flucht, schreit „O Gott!“ und hält es dann nicht mehr aus: Sie sollten sich nicht länger verstellen, er bekenne die Tat.

Der Protagonist betont, er sei als Täter nicht wahnsinnig, nicht psychisch krank, sondern bei klarem Verstand, wenn auch nervös. Das Auge des Alten nennt der Mörder „die verfluchte Stelle“, die seine eigene Situation aufdeckt, ein „Verfluchter“, ein „aus dem Paradies“ Gewiesener zu sein. Staub ist der Mensch, sein Tun vergeblich (vgl. das Vanitas-Motiv, z. B. in Koh 1,2). Durch das Auslöschen der anderen möchte er das Wissen darum von der Erde tilgen.

Das Gewissen signalisiert Schuld, diese soll verdeckt werden durch die Tat und die anschließende Lüge. Doch das Wissen um Reinheit verträgt sich nicht mit dem Wissen um die Schuld, auch wenn er sich einreden möchte: „Da gab es nichts wegzuwaschen – keinen Fleck...“. Vielleicht könnte der Mensch allein seine Angst verdrängen und den Anspruch seines Gewissens kleinhalten. Nicht auszuhalten ist es aber, wenn die in ihm existierende Diskrepanz zwischen unbedingtem sittlichen Anspruch und Sünde im Angesicht der anderen (dem Alten, dem Nachbarn und den Polizisten) reflektiert wird. Vor den anderen kann er weder seine Angst um sich selbst noch seinen Gewissensanspruch verbergen. Es ist seine Rettung, sich vorzustellen, sie wüssten es: denn mit der

Schuld kann er nicht leben, aber auch von der Schmach, sie sich selbst eingestehen müssen, kann er dadurch ablenken.

Um die Bedeutung des Gewissens hervorzuheben, eignet es sich, die Erzählung beispielsweise an der Stelle zu unterbrechen, als es nach der Tat und dem Verstecken des Toten an der Haustür klopft: „Als die Turmuhr die Stunde anschlug, pochte es am Haustor. Ich ging leichten Herzens hinunter, um zu öffnen – denn was hatte ich *jetzt* zu fürchten?“ (S. 82) Man kann dann überlegen, wie sich das Geschehen wohl weiter entwickelt.